

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Björn Kern

Das Beste was wir tun können ist nichts

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Unterm Birnbaum

Wenn ich im Hochsommer auf meiner Bank im Oderbruch sitze, die Füße in eine Wanne voll Eiswasser getaucht, ein kaltes Bier neben mir, dann weiß ich, dass ich es geschafft habe. Vor mir leuchtet das Kornfeld so gelb, dass es beinahe schon blendet, und die Libellen aus dem Entwässerungsgraben schießen in die Luft und umkreisen mich und verschwinden dann wieder im Wiesengrund. Mal huscht ein Wiesel vorbei, mal bricht ein Wildschwein aus dem gegenüberliegenden Hain, der Birnbaum über mir treibt seine Früchte aus.

Bin ich einmal traurig, genügt es, dass ich mich ausreichend lang auf die Bank setze, schon sind meine Sorgen nichtig geworden und klein. Vor keiner noch so großen Kinoleinwand kann ich annähernd so schöne Bilder bestaunen, wie ich das von meiner Bank aus vermag, den Himmel, das Feld und die Weite. Und wenn direkt über mir eine Biene den Birnbaum anfliegt und zehn Fuß vor der Bank ein Reh durch das Gras streift, klingt das besser als Dolby Surround. Ich brauche nicht fortzugehen, um aufzubrechen, ich muss nichts tun, nur das Richtige unterlassen, ich brauche nichts als die Bank und das Feld.

Die Bank war ein Bausatz und hat neunzehn Euro neunzig gekostet. Ein paar Bretter, ein paar Schrauben, mehr nicht. Doch die Bank war nicht nur günstig, es lässt sich sogar Geld mit ihr verdienen. Freilich braucht es dafür bereits einige Erfahrung im Nichtstun. Der Trick kann daher an dieser Stelle noch nicht verraten werden, nur so viel vorab: Wenn man mit der Bank Geld verdienen will, genügt es, sich daraufzusetzen und, ganz wichtig, nicht wieder aufzustehen.

Luftschlösser und Sandburgen

Nichtstun hat mich in meinem Leben immer sehr glücklich gemacht. Schon als Kind lag ich lieber im Sandkasten, als darin zu sitzen, und schaute lieber in den Himmel, statt Sandburgen zu bauen. Als Jugendlicher verbrachte ich ganze Sommer rücklings auf dem Steg eines nahen Waldsees. Ohne Weltschmerz, ohne Drogen, vor lauter Nichtstun war ich viel zu glücklich dazu. Im Grunde war mir damals bereits klar, dass Nichtstun meine Berufung ist, der mir vorherbestimmte Weg. Ich traute mich nur nicht, es mir einzugestehen. Als Dinge wie Ausbildung, Erwerbsarbeit und Familiengründung in mein Leben traten, schienen sie einem umfassenden Nichtstun im Wege zu stehen. Erst mit den Jahren fand ich heraus, dass

sich Nichtstun hervorragend mit ihnen vereinbaren lässt.

Eine kleine Warnung vorab: Es ist nicht einfach, nichts zu tun, ohne sich dabei lächerlich zu machen. Wer etwas tut, hat das Verständnis auf seiner Seite. Wer nichts tut, leidet unter Rechtfertigungsdruck. Angeblich muss man es sich verdienen, nichts zu tun. Frei zu sein. Erst arbeitet man, heißt es, dann vergnügt man sich. Die Irrlehre sitzt tief. Noch heute fällt es mir leichter, am Abend nichts zu tun, als am Morgen. Ich muss nicht erwähnen, dass morgendliches Nichtstun die eigentliche Königsdisziplin darstellt.

Nichtstun widerfährt einem nicht nebenbei. Es bedeutet nicht, nichts zu tun zu haben. Gelingendes Nichtstun fordert Konzentration ein und bedarf eines magischen Quäntchens Glück. Im Grunde ist Nichtstun nicht, was es behauptet, sondern ebenfalls eine Tätigkeit. Die Urtätigkeit, die uns lange geläufig war und dann verlorenging. Nichtstun ist keine Tätigkeit wie Radfahren, einmal erlernt, für immer beherrscht, es bedarf täglichen Trainings. Wer außer Übung ist, erfährt Nichtstun als Melancholie. Auch ich muss das Nichtstun immer wieder neu erlernen.

Wer nichts tut, befindet sich in der Verteidigungshaltung. Wer seine Gesundheit nicht ruiniert und keine Dinge erwirbt, die seine Lebensgrundlage zerstören, und dann auch noch gut gelaunt ist, weckt

Unmut. Früher habe ich mich noch jedem Einwand gestellt. Wer soll das finanzieren? Halte ich mich für etwas Besseres? Verschwende ich mein Leben? Bin ich faul? Irgendwann wurde mir das zu mühselig. Die Auseinandersetzung mit der Meinung der anderen brachte mich um erquickliche Stunden voll erfüllendem Nichtstun. Seitdem höre ich auf niemanden mehr. Meinen märkischen Nachbarn einmal ausgenommen.

Wenn man aufhört, auf die anderen zu hören, nimmt man auf einmal wahr, was man davor überhört hatte: die leise, vom Unterbewusstsein aufsteigende Stimme menschlicher Bedürfnisse, die nur selten darum bittet, zur Arbeit zu fahren, im Stau zu stehen, sich vor dem Bildschirm den Nacken zu reiben oder schon wieder eine Mail mit »Lieber Herr Hartmann« zu beginnen, obwohl der liebe Herr Hartmann der letzte Idiot ist, wie jeder weiß. Eigentlich will man das alles nicht. Eigentlich will man frische Luft, weite Sicht, ein bisschen platonische und sehr viel körperliche Liebe. Grundlage dafür: gelingendes Nichtstun.

Nichtstun ist oft nicht einfach. Es verlangt uns viel, manchmal alles ab. Dafür macht Nichtstun glücklich, ist unschädlich und umweltfreundlich. Nur die Wirtschaft kurbelt Nichtstun nicht an. Wir können nun entweder glücklich sein und auf das Kurbeln verzichten, oder wir kurbeln und verzichten

aufs Glücklichein. Noch entscheiden wir uns für die zweite Möglichkeit. In Bhutan haben sie sich dagegen fürs Bruttoinlandsglück entschieden. Das wächst vor allem dann, wenn man gar nichts tut.

Kleine Morgenmeditation

In bester Absicht habe ich mich an den Rechner gesetzt und warte nun geduldig, dass er hochfährt. Solange er hochfährt, kann ich leider nicht arbeiten. Ich schaue durchs Fenster. Da es geregnet hat, stehen die Felder in leichtem Nebel. Am Birnbaum taumelt ein abgeknicktes Blatt, das sich auch bei stärkeren Böen nicht vom Ast löst, Tag für Tag trotz es dem Wind. Genau in dem Moment, in dem der Rechner hochgefahren ist, lichtet sich draußen der Nebel, die Sonne bricht durch. Sofort verlasse ich das Haus. Ich bin nicht gläubig und nicht spirituell. Aber es scheint mir unanständig, die Schönheit draußen nicht anzunehmen, die sich auflösenden Nebelbänder über dem Feld, das Reh, das davonspringt, sobald ich die Tür öffne, den Reiher, der am aufklarenden Himmel kreist.

Vor dem Rechner zu bleiben, das ist, als würde man in eine Ausstellung gehen, sich aber keines der Bilder ansehen. Zu Recht wäre der Künstler enttäuscht. Auch ich wäre enttäuscht, wenn ich die

Schönheit des Oderbruchs geschaffen hätte, die Bewohner des Oderbruchs aber nur vor dem Rechner saßen. Ich würde mir eine Strafe für jede vor dem Rechner verbrachte Stunde ausdenken. Hier eine Sehnenscheidenentzündung, dort ein Bandscheibenvorfall.

Ich stehe. Ich staune. Ich atme.

Das Reh verharrt, begreift mich nicht mehr als Gefahr, nähert sich wieder den Ähren, gelbrotes Fell vor rotgelbem Korn. Es wittert, macht halt, senkt den Hals, erst zur Probe, dann ein zweites Mal, sieht zu mir herüber, als bitte es um Erlaubnis. Endlich zupft es den ersten Strohalm hervor.

Schönheit muss man sich leisten können?

Zeitlich? Finanziell?

Das habe ich auch lange gedacht. Doch es ist höchste Zeit, mit diesem weitverbreiteten Irrtum aufzuräumen. Der Genuss von Schönheit ist nicht nur günstig und jedem von uns zugänglich, sondern auch immerzu möglich. Grundlage dafür: gelingendes Nichtstun. Wie sich diese Grundlage schaffen, pflegen und nach und nach erweitern lässt, steht in diesem Buch. Geld benötigen Sie jedenfalls nicht dafür.

Einige meiner Nachbarn verwechseln mein morgendliches Nichtstun mit Faulheit. Tatsächlich aber ist es Ausdruck von Hochachtung, wenn nicht von Verehrung. Ich tue nicht nichts, um nicht zu arbeiten,

sondern ich arbeite nicht, um die Bank am Grundstücksende von Morgentau zu befreien, ein erstes Bier darauf zu trinken, in die Weite zu schauen, auf den schwirrenden Punkt, der nicht oben, nicht unten ist, und aus Gründen der Ehrfurcht einmal nichts zu tun. Vor einem Bandscheibenvorfall hat mich diese kleine Morgenmeditation bislang bewahrt.

Nicht alle Nachbarn haben dafür Verständnis, dass ich bei schwindendem Nebel gerne mit einer Bierflasche auf meiner Holzbank sitze, auch wenn es gerade zehn Uhr morgens und zufällig Montag ist. Seltsamerweise ist mir das gesammelte Verständnis gewiss, wenn ich das Bier am Samstagabend um acht trinke. Der Unterschied leuchtet mir nicht recht ein.

Pierre und Marie und die Ziegen

Ich fürchte, dass ich Nichtstun bis heute mit Faulheit verwechseln würde, wenn ich damals, nach der Schule, nicht Pierre und Marie kennengelernt hätte. Pierre und Marie hatten einen wundervoll verkommenen Hof im französischen Doubs mit einem Stall voller Ziegen. Ich wurde ihr Praktikant. Anfangs sollte ich nur lernen, Ziegenkäse zu machen, doch dann lernte ich weit mehr. Ich war nur sechs Wochen dort, doch vor allem Pierre lehrte mich, unnötige Tätigkeit und nötiges Nichtstun genau zu unterscheiden.

Gerade weil er nichts Missionarisches an sich hatte, wurde er mir zum Missionar.

Pierre war alle nötigen Karriereschritte rückwärtsgegangen, um endlich zum Nichtstun zu finden. Er war etwa fünfzig und hatte seine zweite Lebenshälfte dazu verwendet, die Fehler der ersten ungeschehen zu machen. In seinen Zwanzigern hatte er als Bauunternehmer bereits fünf Angestellte beschäftigt. Als einige Jahre später aus fünf Angestellten fünfzig geworden waren, zog er die Notbremse. Seine Tage müssen damals ausschließlich aus dem Bedienen von Versicherungspolicen, dem Analysieren von Steuerbescheiden und schlaflosen Nächten vor den Monatsersten bestanden haben, an denen er zu Hochzeiten eine knappe Million Francs zu lohnen hatte.

Er zahlte seine Mitarbeiter aus und machte den Laden dicht. Dann ging er auf die Walz. Er lebte in Paris und München auf der Straße, und da es dort zu kalt war, bald in Rom und Marseille. Als das Finanzamt ihn einstellte, war er ungewaschen und drehte effektiv seine Hosentaschen um. »Rien ne va plus«, sagte er dann. Das Spiel wiederholte sich einige Jahre, bis man ihn von der Liste strich. Dass er heute wieder ein Dach über dem Kopf hat, ist ausschließlich Marie zu verdanken, die sich von seinem Aussehen nicht abschrecken ließ, als er an ihrem kleinen Hof vorbeikam.

Als ich die beiden kennenlernte, war das alles

Geschichte. Sie lebten bereits seit zehn Jahren zusammen und hatten einen kleinen Sohn, der sich weigerte, sprechen zu lernen. Sie liebten ihn über alles. An meinem ersten Arbeitstag geschah eine Überraschung. Da ich gelernt hatte, dass der Bauer früh in den Stall geht, weckte ich mich um sieben und saß danach volle drei Stunden allein in der Küche. Der frühe Vogel fängt den Wurm. Morgenstund hat Gold im Mund. Die Irrlehren kreisten in meinem Kopf wie die Stubenfliegen auf dem etwas speckigen Küchentisch. Erst gegen zehn knarrten über mir Dielen, rauschte Wasser durch Leitungen. »Schon wach?«, wunderte sich Pierre, als er mich sah. Und er klopfte mir auf die Schulter und rauchte erst einmal zwei Gitanes ohne Filter.

Die Tage dort behielten diesen Rhythmus bei. Kurz nach Mittag, wenn wir gefrühstückt hatten, fuhr einer von uns mit einem dreißig Jahre alten Toyota rüber in den Stall. Wenn ich an der Reihe war, genoss ich die einsame Fahrt über Feldwege und Waldpfade, und wenn ich ankam, kniff ich die Augen gegen die Sonne zusammen und tat erst einmal nichts. Dann molk ich die Ziegen, was ich schneller beherrschte als gedacht: Zitze oben mit Daumen und Zeigefinger abdrücken, Milch mit den restlichen drei Fingern herausstreichen, aufpassen, dass der Eimer nicht umfällt, fertig. Natürlich taten mir bald die Finger weh. Aber dann hörte ich eben auf.

Für zwanzig Ziegen hatte ich den ganzen Tag Zeit. Es war Pierre und Marie egal, wann ich zurückkehrte, sie wollten nur bis zum Abend die Milch. Die Ankunft der Milch auf dem Hof glich einem täglichen, kleinen Fest, es wurde augenblicklich Landwein aus einem Fünfliterfass ausgeschenkt, dessen Duft sich mit dem sämigen Geruch der Milch mischte. Und da der kleine Sohn nun, am frühen Abend, seinen Mittagsschlaf hielt und nicht bespaßt werden wollte, taten wir erst einmal nichts.

Allenfalls aßen wir ein wenig Brot, ein wenig Chèvre, bevor wir alle zusammen in die Käserei hinübergingen, die Milch labten, den frischen Chèvre vom Vortag wendeten, den aus der Vorwoche aus der Form brachen, den für den morgigen Markttag in Folie wickelten, um dann wieder ins Wohnzimmer zum Rotwein zurückzukehren, wo der kleine Sohn eines Tages sein erstes Wort sagte, nämlich, so waren wir uns alle drei einig: *rien*, also nichts. Die wenigen Käserollen, die wir am Wochenende auf dem Markt verkauften, brachten so gut wie kein Geld ein, aber mehr, als sie einbrachten, brauchten Pierre und Marie nicht.